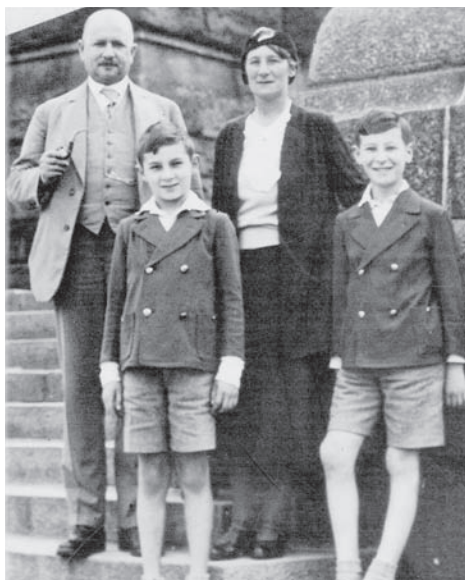


Max Oppenheimer – ein Kämpfer gegen den Faschismus

Schulischer und beruflicher Werdegang¹

„Was ist eigentlich ein Jude?“, fragte Max Oppenheimer (1919–1994), als er im Jahr 1936 wieder einmal von seinen Klassenkameraden verspottet worden und aus dem Heidelberger Hockeyclub geflogen war. Dessen Erste Mannschaft war geschlossen der SS beigetreten. In seinem Elternhaus in der Heidelberger Landhausstraße fühlte man sich als Deutsche mit jüdischer Religion. Es muss für alle schwer zu fassen gewesen sein, dass die als Nebensächlichkeit empfundene Religionszugehörigkeit sie zu „minderwertigen“ Menschen machte.



Rositta und Leopold Oppenheimer mit den Söhnen Hans und Max in den 30er-Jahren (Foto: Archiv Gaby Oppenheimer)

Nach den ersten vier Klassen in einer Heidelberger Volksschule hatte Max ab 1930 erfolgreich das Humanistische Gymnasium besucht, bis er es 1936 wegen der neuen NS-Rassengesetze verlassen musste, kurz bevor es in „Kurfürst-Friedrich Gymnasium“ umbenannt wurde. Danach absolvierte er eine Schlosserlehre in der Werkstatt des Badischen Oberrats der Israeliten in Mannheim. Hier traf er auf Mitglieder aus der Sozialistischen Arbeiterjugend und dem Kommunistischen Jugendverband, man las das Kommunistische Manifest und hörte den Radiosender Moskau. Zwangsläufig musste es darüber zu Konflikten mit seinem eher konservativ eingestellten unpolitischen Vater Leopold kommen. Nach der Ausbildung arbeitete Max als Schlosser in einer Lehrwerkstatt in Frankfurt, die in der Pogromnacht am 10. November 1938 zerstört wurde.

Er emigrierte nach England (1939–1947) und arbeitete als Maschinenschlosser in London. Dort trat er in die „Landesgruppe deutscher Gewerkschafter in Großbritannien“ ein und war eine Zeitlang als Jugendvertreter im Vorstand tätig. Schnell profilierte er sich als Betriebsrat und Funktionär beim Britischen Metallarbeiterverband und belegte im letzten Kriegsjahr Abendkurse an der Freien Deutschen Hochschule in London in „Neue Geschichte“ und „Pädagogik“.

Max Oppenheimer war schon 1942 der KPD beigetreten und wurde, als er 1947 nach Deutschland zurückkehrte, im KPD-Landesvorstand Baden-Württemberg beschäftigt. Nach Meinungsverschiedenheiten im Jahr 1950 wurde er entlassen und

arbeitete nur noch stundenweise im Kreisverband bis zum Verbot der Partei im Jahr 1956. Praktisch arbeitslos, machte er in dieser Zeit einen Lehrgang als Technischer Zeichner. 1957 fand er dann eine Anstellung als Geschäftsführer und Leiter des Referats „Geschichtsforschung“ beim Präsidium des VVN-Bundes (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes) in Frankfurt. Schwerkrank gab er den Posten im Alter von siebzig Jahren im Jahr 1990 auf.

Daneben arbeitete er als freier Journalist vorrangig für kommunistische Zeitschriften. Erste Artikel hatte er schon für eine deutschsprachige Zeitschrift in London geschrieben. Wegen seiner politischen Einstellung war ihm kurz nach seiner Rückkehr vom zuständigen Presseoffizier der amerikanischen Armee verboten worden für die Rhein-Neckar-Zeitung zu schreiben.² Als Mitarbeiter des VVN-Präsidiums intensivierte er seine publizistische Tätigkeit. Dort war er auch für Pressearbeit zuständig und schrieb Artikel in der „tat“, einer antifaschistischen Monatszeitschrift. Bald wurde er auch verantwortlicher Redakteur der Monatszeitschrift „Stimme des Widerstandes“.³

Seine Themen waren die unbewältigte NS-Vergangenheit, der deutsche Widerstand, Antifaschismus und Gewerkschaftstätigkeit, schließlich auch politische Entwürfe und Veränderungen im Sinne eines sozialistischen Weltbildes. Dazu verfasste er Bücher und zahlreiche Aufsätze in Anthologien, betätigte sich als Redakteur marxistischer Monats- und Vierteljahreszeitschriften sowie als Kommentator des Zeitgeschehens. Darüber hinaus hielt er gerne politische Vorträge. Oppenheimer nahm als beobachtender Journalist am Eichmann-Prozess in Jerusalem teil und war Nebenkläger im Majdanek-Prozess.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit engagierte er sich in der „IG Druck und Papier“ und in der „Internationalen Föderation der Widerstandskämpfer“. Mit 65 Jahren wurde er 1984 an der Universität Bremen zum Doktor der Philosophie promoviert – eine späte Krönung seiner Laufbahn als Publizist und Historiker. Das Thema seiner Dissertation war: „Vermittlung der Geschichte des antifaschistischen Widerstandes 1933–1945 als Beitrag zur demokratischen Erziehung der jungen Generation“.⁴

Max Oppenheimers Familie⁵

Vor 1933 wohnten in Heidelberg rund 1200 Menschen jüdischer Abstammung, darunter auch die Eltern von Max, die eine Villa in der Landhausstraße besaßen. Vater Leopold war bis 1925 Regierungsrat bei der Bahn in Karlsruhe. Seine Ehefrau Rositta, eine geborene Kramer aus Walldorf, kümmerte sich um den Haushalt und die beiden Söhne. Eine Berufstätigkeit der Frau war damals in großbürgerlichen Familien verpönt. Leopold hatte während der Inflation der 1920er-Jahre den Staatsdienst verlassen und war in die Tabakfabrik „Ebner & Kramer“ in Wiesloch eingetreten. Die von seinem Schwiegervater Bernhard Kramer geleitete Firma produzierte seit 1906 „Feintabak“ für Pfeifen. Sie zählte auf ihrem Gebiet zu den bedeutendsten im Deutschen Reich und war mit zeitweise 200 Beschäftigten auch einer der wichtigsten Arbeitgeber in der Kleinstadt Wiesloch. Der Jahresumsatz lag 1928 zwischen vier und fünf Millionen Reichsmark bei einer Produktion von circa 20.000 Zentner „Feintabak“. Der Mitbegründer Louis Ebner, „Privatier aus Wiesloch“, überließ bereits fünf Jahre nach der Gründung „Aktiva und Passiva“ Bernhard Kramer. Der Großvater von Max Oppenheimer gründete 1922 mit seinem in Heidelberg wohnenden Sohn Siegfried unter



Werbeplakat der Firma Ebner & Kramer, von Louis Ebner und Bernhard Kramer gegründet, lange Zeit von Leopold Oppenheimer geleitet (Repro: Anton Ottmann)

Beigehaltung des Namens eine neue Handelsgesellschaft. Sein Schwiegersohn Leopold Oppenheimer wurde 1925 mit in den Betrieb aufgenommen und erhielt „Prokura“. Der Firmengründer starb 1929 und wurde auf dem Heidelberger Friedhof beigesetzt. Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten kam die Firma durch den Wirtschafts- und Handelsboykott in Bedrängnis, im Jahr 1936 konnte ein Konkurs nur durch einen Forderungsverzicht der Gläubiger abgewandt werden. Rosa, geb. Sternweiler, die Witwe von Bernhard Kramer, sah daraufhin keine Zukunft mehr in Deutschland und wanderte mit ihrem Sohn Siegfried nach Südafrika aus. Leopold leitete von da an den Betrieb allein.

Leopolds Berufswechsel erwies sich zunächst als Vorteil, da berufliche Ausgrenzungen nach der „Machtergreifung“ anfangs nur die Beamtenschaft betrafen. Doch musste unter dem Druck der Nationalsozialisten 1937 das Haus in Heidelberg verkauft werden, und die Familie zog in eine Wohnung auf dem Fabrikgelände in Wiesloch. Bis zur „Pogromnacht“ am 10. November 1938 glaubte man sich dort sicher. Auch hatte die Familie mit dem Zionismus nichts im Sinn, sie war sehr heimatverbunden und sprach weder jiddisch noch hebräisch. Deshalb stand auch eine Auswanderung nach Palästina nie zur Debatte. Hoffte man anfangs noch, dass der nationalsozialistische Spuk bald ein Ende nähme, wurde man in der „Pogromnacht“ eines Besseren belehrt.⁶ Ein SA-Sturm griff die Familie in ihrer Wohnung an, Leopold, Max und Hans wurden festgenommen und mit dem Zug von Heidelberg nach Karlsruhe transportiert. Hans, 1921 geboren, wurde wie alle unter 18-jährigen wieder entlassen, genauso Leopold, als er seine vorsorglich mitgenommenen Orden aus dem Ersten Weltkrieg vorzeigte, darunter das vielgerühmte „Eiserne Kreuz“. Max, den man weiter ins Konzentrationslager Dachau brachte, beschreibt in seinen Erinnerungen ausführlich, wie die Behandlung am Karlsruher Hauptbahnhof seinen Vater erschütterte: „Ich werde nie vergessen, wie mein Vater gebückt – am Arm meines Bruders dem Ausgang zugeing. Er konnte nicht

begreifen, was aus dieser Welt geworden war, in der ein ehemaliger Offizier und deutscher Beamter so erniedrigt wurde“.

In der Zeit danach wurden die Geschäftsaktivitäten der Firma durch immer neue Verordnungen erschwert und die Eigentümer schließlich zur Aufgabe gezwungen, nachdem nur noch 23 Arbeiter an zwei Wochentagen beschäftigt werden konnten. Die Abrisierung der Tabakfabrik einschließlich der Abtretung des Grundstücks war im Januar 1939 abgeschlossen.⁷ Grundstück und Gebäude waren für 60.000 Reichsmark an einen Käufer namens Wilhelm Schöler aus Hamburg übergegangen. Ausgezahlt wurden lediglich 13.000 RM, der Rest wurde mit Hypothekenschulden verrechnet, außerdem mit einer Betriebseinlage in Höhe von 10.000 RM, für die eine Verzinsung von fünf Prozent an die Familie ging. Man kann davon ausgehen, dass diese Zahlung im Rahmen der Judenverfolgung schon bald eingestellt worden ist. In der Folge musste die Familie in eines der „Judenhäuser“ nach Heidelberg ziehen, in dem die Bewohner zusammengepfercht unter menschenunwürdigen Zuständen lebten.

Im Oktober 1940 wurden Rositta und Leopold Oppenheimer mit ihrem Sohn Hans, wie fast alle badischen Juden, in einer vier Tage dauernden Zugfahrt in das „camp de concentration“ im südfranzösischen Gurs transportiert.⁸ Das Ehepaar überstand dort Schmutz, extrem unhygienische Verhältnisse, Hunger, Kälte und grassierende Krankheiten, dem ein Großteil der Deportierten zum Opfer fiel, und wurde im Februar 1942 in das nur unwesentlich bessere Lager in Noé verlegt, das zynischerweise den Namen „Camp Hôpital“ trug. Sohn Hans war schon einige Monate vorher zum Arbeitseinsatz bei einem Bauern in der Alpenregion im Südosten Frankreichs abkommandiert worden. In zahlreichen Briefen beschrieb er seinen Alltag auf dem Bauernhof und gab in der französischen Bevölkerung kursierende Informationen über den Kriegsverlauf weiter, genauso wie Informationen über die immer radikaler werdende Judenverfolgung in Deutschland. Daraufhin versuchten die Eltern über Beziehungen eine Auswanderung für alle drei in die USA zu erwirken. Die Kriegserklärung der amerikanischen Regierung im Dezember 1941 machte diese Absicht zunichte. Hans kam schließlich zusammen mit seinen jüdischen Arbeitskameraden nach Auschwitz, musste dort in Außenlagern arbeiten und schließlich an einem der berüchtigten Todesmärsche teilnehmen. Er starb in Buchenwald erschöpft und ausgezehrt am 17. März 1945, 25 Tage vor der Befreiung des Lagers. Vor dem Transport aus Frankreich konnte er seinen Eltern noch mitteilen, dass er eine Kiste mit Briefen, Fotoalben und einem Tagebuch bei seinem „Patron“ zurückgelassen habe.

Nach Protesten in der französischen Bevölkerung und zunehmendem Widerstand der katholischen Kirche wurde die Kooperation der „Vichy-Regierung“ bei Deportationen eingestellt. Nach der Besetzung ganz Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht wurde sie allerdings, verdeckt und überfallartig, wieder aufgenommen. Dem fiel Leopold Oppenheimer zum Opfer, der im November 1943 im KZ Majdanek von der SS ermordet wurde. Seine Frau blieb im Lager Noé und wurde, als sich die Niederlage der Wehrmacht abzeichnete, dort im Januar 1944 entlassen. Mit ihren perfekten Französischkenntnissen und ausgezeichnet Klavier spielend, fand sie bei einer Familie in der Gegend von Limoges eine Anstellung als Hausdame.⁹ Noch vor Ende des Zweiten Weltkrieges bekam sie Post von ihrem Sohn Max in England und holte beim ehemaligen Patron ihres Sohnes Hans den Koffer mit Briefen, Fotoalben und Tagebuch ab. 1946 konnte Rositta in ihren Heimatort Wiesloch zurückkehren, nachdem der Heidel-

berger Pfarrer Hermann Maas sich für sie bei der amerikanischen Militärregierung eingesetzt hatte. Im gleichen Jahr fand sich auch ihre Schwiegermutter Rosa Kramer in Wiesloch ein. Deren Sohn Siegfried blieb in Südafrika.

Ein Jahr später kehrte Max aus dem englischen Exil zurück. Anfangs hatte man ihm als „staatenlos“, zu dem ihn die Nationalsozialisten gemacht hatten, die Einreise verweigert. Eine Rolle spielte dabei wohl auch sein Bekenntnis zum Kommunismus – der Kalte Krieg hatte offensichtlich schon begonnen. Seine Rückkehr wurde dann doch ermöglicht, nachdem ihm der damalige Wieslocher Bürgermeister Anton Dörner eine Bescheinigung ausstellte, dass seine Anwesenheit für die Regelung der Erbangelegenheiten und für die „Führung der Fabrik“ dringend geboten sei.¹⁰ In einer zweiten Bescheinigung wurde ihm außerdem eine Zuzugsgenehmigung ausgestellt, um die Stelle eines Maschinenmeisters anzutreten. Seine Motivation zur Heimkehr war aber eine ganz andere. Er wollte nach der Zerschlagung des „Dritten Reiches“ den unverbesserlichen Nationalsozialisten das Feld nicht überlassen.

Im Hotel „Pfalz“ in Wiesloch, wo inzwischen seine Mutter wohnte, begrüßten die örtlichen Honoratioren der CDU, SPD und KPD und die Pfarrer der beiden christlichen Kirchen den Heimkehrer. Sie und viele andere in Wiesloch erwarteten, dass er sich nach der Rückgabe des Betriebsvermögens der großelterlichen Tabakfabrik wieder als Unternehmer betätigen und in die bürgerliche Gesellschaft einbringen würde. Diese Erwartungen erfüllte er nicht. Er arbeitete hauptberuflich für die KPD und daneben als Journalist. Ehrenamtlich engagierte er sich in Gewerkschaft und antifaschistischen Organisationen. Außerdem kümmerte sich Max in einem zähen Kampf um die Anträge auf Wiedergutmachung, die Rückgabe der Fabrik und der Immobilien und die komplizierten Erbangelegenheiten für die Überlebenden der Familie. Das waren neben Max und seiner Mutter seine Großmutter väterlicherseits und deren Sohn Siegfried.

1961 wurde das Wieslocher Fabrikgelände mit insgesamt 86 Ar zum Preis von 300.000 DM an die Stadt Wiesloch verkauft.¹¹ Diese Summe ging zu 50 Prozent an Siegfried Kramer in Südafrika. Max Oppenheimer und seine Mutter erhielten je 25 Prozent, mit denen sie wegen ihres ansonsten geringen Einkommens ihren Lebensunterhalt bestreiten mussten. Auf dem Gelände baute die Stadt ein Feuerwehrhaus und eine neue Straße. 1952 hatte Max Oppenheimer Gertrud Funk geheiratet, die Tochter

eines eingefleischten Sozialdemokraten. Aus der Ehe ging die Tochter Gaby hervor, die mit ihrer betagten Mutter heute noch in Wiesloch lebt.



Hochzeitsbild Max und Gertrud Oppenheimer 1952 (Foto: Archiv Gaby Oppenheimer)

Kampf gegen den Faschismus

Wie Max die Pogromnacht am 10. November 1938 an seinem Arbeitsplatz in Frankfurt erlebte, beschreibt er in dem Buch „Als die Synagogen brannten“¹²:

„Ich stand um 6.30 Uhr auf, frühstückte und richtete meine Brote, um zur Arbeit zu gehen. Erst auf der Straße, dem unteren Ende der Zeil, merkte ich, dass etwas Ungewöhnliches vorging. Vor einem jüdischen Café hatte sich eine größere Menschenmenge zusammengerottet, die Scheiben waren eingeschlagen, aus den hinteren Räumen wurde eine schreiende Frau an den Haaren herausgezerrt. Ich hielt das alles noch für einen Wirtshauskrawall. Um nicht drin verwickelt zu werden, bog ich in eine Seitenstraße ein, die an der Synagoge in der Friedberger Allee vorbeiführte. Aber auch dort standen johlende Menschen, einige von ihnen in SA-Uniform. Die Synagoge war fast ausgebrannt. Vor dem Ausgang produzierte sich eine Gruppe von Halbwüchsigen. In Gebetsmänteln eingehüllt, tanzten sie herum und warfen lachend und schreiend die jahrhundertealten Thorarollen in das noch schwelende Feuer“.

An seinem Arbeitsplatz fand Max dann ein Telegramm seiner Mutter, die ihn bat, sofort nach Hause zu kommen, da Vater und Bruder verhaftet worden seien.

Am selben Tag noch wurde auch er festgenommen und am nächsten Tag mit den anderen Verhafteten des Landkreises Heidelberg mit dem Zug nach Karlsruhe gebracht. Dieser hielt in Bruchsal an, um eine weitere Gruppe jüdischer Bürger aufzunehmen. Dazu schreibt Max: „Außer Atem, einige blutend, kamen sie in die Wagen. Das Gejohle der vor dem Bahngelände versammelten ‚Arier‘ verfolgte uns noch lange.“ Während Vater und Bruder wieder freikamen, musste er vier Wochen im Konzentrationslager Dachau zubringen. Nach Meinung seiner Tochter Gaby wurden dort die Juden mehr oder weniger als Geiseln festgehalten, um sie zur Auswanderung und zur Zahlung von Milliardenbeträgen Reichsmark zu zwingen. Gleich beim ersten Appell wurde er geschlagen und gedemütigt. Er schreibt:

„Zwei SS-Leute kamen auf mich zu und stellten sich links und rechts von mir auf. Der eine machte eine Bemerkung, die mir komisch vorkam und ich lachte nichtsahnend über den vermeintlichen Spaß. ‚Was‘, brüllte mich der eine an, ‚du machst Witze über die SS?‘ und schlug mir die Faust ins Gesicht. Der Schlag warf mich gegen den anderen, der dann brüllte: ‚Du willst auf die SS los, das werden wir dir austreiben!‘ Und wieder erhielt ich einen Schlag. Dieses Spiel ging einige Minuten hin und her, das Blut lief mir aus der Nase“.¹³

Überlebt hatte er dieses „Spiel“ wohl nur, weil er nicht zurückschlug.

Im Lager traf er auf Kommunisten, Sozialisten und Gewerkschaftsfunktionäre, mit denen er sympathisierte, seit ihn ein Heidelberger Paddelfreund mit der Ideologie des Sozialismus bekannt gemacht hatte. Von ihnen erfuhr er Solidarität und bewunderte sie wegen ihrer Standhaftigkeit. Wie er selbst schrieb, hat er aus der kurzen Zeit in Dachau Lehren gezogen, die für sein ganzes Leben Gültigkeit hatten.

„Da war die Verbundenheit mit Männern, die rechtzeitig die Demagogie des Faschismus und die Bedrohung für das deutsche Volk erkannten und die trotz der scheinbaren Übermächtigkeit des nazistischen Herrschaftssystems Widerstand leisteten. In Dachau lernte ich das andere Deutschland kennen, das demokratische Deutschland, das sich zu Recht auf die Tradition der Bauernkriege, der 1848er-Revolution und der Kämpfe der Arbeiterbewegung beruft“.¹⁴

Man entließ Max mit der Auflage, Deutschland innerhalb von vier Wochen zu verlassen. Da Verwandte in der Schweiz sich bereiterklärten, ihn aufzunehmen, erreichte er

Genf am 14. März 1939. Von dort aus reiste er über Straßburg nach London. Britische Verwandte verhalfen ihm zu einem Schlafplatz in einem Ausländerheim und besorgten ihm eine Genehmigung für Gelegenheitsarbeiten. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bekam er als ehemaliger KZ-Häftling und ausgebildeter Schlosser eine Arbeitserlaubnis für die Rüstungsindustrie und leistete damit gerne einen kleinen Beitrag zur Zerschlagung des Hitler-Regimes. Er wurde aktives Mitglied in der britischen Gewerkschaftsbewegung und stieg bis zum Betriebsratsvorsitzenden einer Londoner Maschinenfabrik auf. Die Stimmung im Land gegen die Migranten nahm jedoch stetig zu. Im Mai 1940 wurde Max, wie alle Deutschen, interniert. Schon im Dezember des gleichen Jahres bekam er aber wieder eine Arbeitserlaubnis und engagierte sich sowohl in der britischen Metallgewerkschaft als auch politisch in linken deutschen Gruppierungen, war Gründungsmitglied der Freien Deutschen Jugend und trat 1942 in die KPD ein.

Zurück in Deutschland, war Max von 1947 bis 1950 im Landesvorstand der KPD aktiv und kandidierte mehrmals für den Landtag, einmal auch für das Amt des Heidelberger Oberbürgermeisters. Anfang der 1950er-Jahre fiel er dort in Ungnade, weil er dem Verlangen nach Umsiedlung in die DDR, um dort einen wichtigen politischen Posten zu übernehmen, nicht nachgekommen war.¹⁵ Das Verhalten seiner Parteiobere habe ihn hart getroffen, war von seiner Tochter zu erfahren. Aus dem Verbot der KPD im Jahr 1956 ergaben sich für Max Erschwernisse, die ihn immer wieder an die Schikanen der 1930er-Jahre unter der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland erinnerten. So verlor seine Frau Gertrud ihre Stelle als Telefonistin bei der US-Armee in Heidelberg mit der Begründung, dass ihr Mann Mitglied der KPD war.

Schrift: Demokratische Traditionen in Baden

Max Oppenheimer hat 1977 eine unveröffentlichte Schrift mit dem Titel „Demokratische Traditionen in Baden“ verfasst,¹⁶ die seine Einstellungen zu Heimat, Demokratie, Staat und Arbeiterbewegung widerspiegelt. Er verfasste sie unter dem subjektiven Eindruck, dass Baden-Württemberg zu diesem Zeitpunkt geprägt sei von „Angst um Arbeitsplätze, Mangel an Lehrstellen, der Unterordnung des Universitätsstudiums unter die Interessen der Industrie, Berufsverböten und Gesinnungsschnüffelei“. Zu den „Aufrührern“, die sich in dieser Zeit gegen Unterdrückung wehrten, gehörten seiner Meinung nach Menschen, die gegen den Skandal der Berufsverböte auf die Straße gingen, die für Mitbestimmung in der Industrie kämpften und die sich gegen die Zerstörung des Kaiserstuhls durch Atomkraftwerke zur Wehr setzten. Wie von seiner Tochter zu erfahren war, billigte er aber nicht die Radikalisierung eines Teils der Studentenbewegung in den 1960er- und 1970er-Jahren, die sich nicht mehr um die Mitbestimmung von Arbeitnehmern und Studierenden bemühte, sondern den Sturz und den totalen Umbau der Gesellschaft anstrebte.

Oppenheimer war einerseits der Meinung, dass die Menschen in Baden über Jahrhunderte hinweg unterdrückt wurden, dass aber gleichzeitig die Nähe zur Schweiz mit ihrer demokratischen Tradition und die Nähe zu Frankreich mit ihrer großen Revolution im Jahr 1789 durchaus Wirkung gezeigt hätten. „Badische Freischärler kämpften in den Revolutionsarmeen der Ersten Republik und sangen gemeinsam mit ihren französischen Waffenbrüdern die Marseillaise.“ Außerdem hätten sich im 19. Jahrhundert durch das hier entstandene Kleinbürgertum Klassengegensätze verwischt, anders als

in den Industriebezirken des Rheinlandes und Sachsens oder den preußischen Feudalbezirken Ostdeutschlands. Heimatverbunden und erfüllt von der Sorge um die nationalen Belange sei es in Baden stets das „gemeine Volk“ gewesen, die Haufen der Bauern, die radikalen Demokraten, die Männer und Frauen der Arbeiterbewegung, die „für Recht und Freiheit kämpften und in Frieden und Freundschaft mit den Nachbarvölkern leben wollten“. Selbst sehr heimatverbunden wehrte sich Oppenheimer gegen den Missbrauch von „Heimat“ und „Nation“ durch die Rechten, die seiner Meinung nach das eigene Volk ausplünderten und für Eroberungskriege missbrauchten.

Er bedauerte, dass der Kommunismus in der Bundesrepublik nicht das gleiche Ansehen genoss wie in Frankreich oder Italien, wo die Anhänger mutig gegen den deutschen Faschismus gekämpft hatten. Der Antikommunismus hier lasse sich „in nicht unerheblichem Maße auf die durchaus gängige, von Reaktionären aller Schattierungen geförderte ‚Volksmeinung‘ zurückführen“, dass im Grunde Kommunisten, aber auch Leute wie Brandt oder Wehner, wegen ihrer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus und ihrer Emigration als „Landesverräter“ betrachtet würden.

Die badische Revolution von 1848/49 habe sich in besonderem Maße „in das Gedächtnis der Bevölkerung“ eingegraben. Sie habe Männer hervorgebracht, die „nicht nur vom Geist der Freiheit und vom Hass gegen die Tyrannei beseelt waren, sondern auch Schritt für Schritt die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung zu begreifen begannen“. Einer der bedeutendsten sei der 1811 in Eichtersheim geborene Rechtsanwalt und Volkstribun Friedrich Hecker gewesen. In der badischen Kammer habe er Fürstenwillkür, Unterdrückung und Intoleranz angeprangert und die volle Emanzipation der Juden gefordert. Oppenheimer erinnert in seiner Schrift auch an den weniger bekannten polnischen Freiheitskämpfer Ludwik Mieroslawski, der das Kriegshandwerk bei polnischen Volksaufständen erlernt hatte. Aufgrund dieser Erfahrungen wurde er zum Oberbefehlshaber der badisch-pfälzischen Truppen ernannt und führte diese anfangs auch erfolgreich, bis preußische Soldaten die Revolution mit Brachialgewalt niederschlugen. In dem folgenden Berufsverbot für Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer und andere Staatsdiener, die Sympathie für die Revolution gezeigt hatten, sah er Parallelen zum „Radikalerlass“ aus dem Jahr 1972.

Die Tradition der 48er-Revolution habe ihre Fortsetzung in den politischen und militärischen Kämpfen nach dem Ersten Weltkrieg gefunden. Arbeiter- und Soldatenräte hätten sich in den badischen Städten gebildet und die Verwaltung übernommen. Eine herausragende Gestalt sei Max Bock gewesen, der 1919 in die Landeszentrale der Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte von Baden gewählt wurde. 1929 sei er dann in die KPD eingetreten und bis 1933 Abgeordneter im badischen Landtag gewesen. Während des „Dritten Reiches“ lebte er in Heidelberg und wurde ins KZ verschleppt. Nach 1945 gehörte er zu den Mitbegründern des Gewerkschaftsbundes, beteiligte sich aktiv am Aufbau eines demokratischen Bildungswesens und wurde zum ersten Arbeitsminister des damaligen Landes Württemberg-Baden ernannt.

Oppenheimer beklagt in seiner Schrift der 1970er-Jahre, dass sich gegenüber der Zeit des Nationalsozialismus zu wenig verändert habe, die Bürokratie und vor allem die ökonomischen und damit auch die politischen Machtverhältnisse seien unangetastet geblieben. Ohne dogmatische Scheuklappen zitiert er dazu den ehemaligen Reichskanzler und Führer der Zentrumspartei Joseph Wirth, der nach der Ermordung seines

Freundes Rathenau gesagt habe: „Der Feind steht rechts!“ Für Oppenheimer hat Wirth die demokratische, progressive Tradition in Baden verkörpert.

Er war auch der Meinung, dass in Baden der antifaschistische Kampf im „Dritten Reich“ wesentlich von der Arbeiterbewegung ausging. Bezeichnenderweise nennt er als Widerstandskämpfer auch Willibald Strohmeyer, Abt des Klosters St. Trudpert im Münsbertal, der vor 1933 militantes Mitglied der Zentrums-Partei war. Als dieser im April 1945 die Bevölkerung aufforderte, für die anrückenden französischen Truppen weiße Fahnen zu hissen, um die Dörfer des Münsbertales vor der Zerstörung zu verschonen, verschleppte ihn ein Kommando der Waffen-SS und tötete ihn durch Genickschuss.

Unzweifelhaft erkennt man in dem Manuskript Oppenheimers die Handschrift eines überzeugten Kommunisten, für den Friedrich Engels und Rosa Luxemburg Lichtgestalten waren. Auch sah er in Russland unkritisch ein politisches System, das der Arbeiterklasse zu ihrem Recht verholfen habe. Gleichzeitig wird aber deutlich, dass es ihm in erster Linie um den Kampf gegen den Faschismus einerseits und für die Rechte der Arbeiter andererseits ging, und das völlig vorurteilsfrei. Er war stolz darauf, dass das „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ in Süd-Baden und Württemberg-Baden im Jahr 1946 gemeinsam von den Parteien CDU, FDP/DVP, SPD und KPD beschlossen wurde, auch wenn dies auf Druck der Alliierten geschah. Der Text könnte auch von ihm selbst stammen:

„Nationalismus und Militarismus haben in Deutschland 12 Jahre die Gewaltherrschaft ausgeübt, schwerste Verbrechen gegen das deutsche Volk und die Welt begangen, Deutschland in Not und Elend gestürzt und das Deutsche Reich zerstört. Die Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus ist eine unerlässliche Voraussetzung für den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wiederaufbau.“¹⁷

Er kommentierte, dass die antinazistische Gemeinsamkeit damals stärker als alle ideologischen und politischen Unterschiede gewesen sei. Im Vordergrund sei die Versorgung der Bevölkerung, die Lösung des Wohnungsproblems, die Inangangsetzung der Industrie und vor allem die Entmachtung der Nationalsozialisten und ihrer Hintermänner gestanden. Am Ende seiner Ausführungen beklagte er, dass „heute“ politische Verhältnisse herrschten, die kaum etwas ahnen ließen von der lebendigen Demokratie der ersten Nachkriegszeit. Und trotzdem blieb er hoffnungsvoll, dass die demokratische Tradition der badischen Bevölkerung, ihr Streben nach Freiheit und sozialer Gerechtigkeit, sich weiter entwickle. Anzeichen dafür sehe er im Kampf um Mitbestimmung, in den Bewegungen gegen Berufsverbote und in den Protesten gegen SS-Treffen. Typisch für ihn ist, dass er zum Schluss Gustav Heinemann, einen unzweifelhaft nicht-kommunistischen Politiker, zitierte:

„Nichts kann uns hindern, in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann.“¹⁸

Würdigung

„Wo mein Vater Max Oppenheimer mit seinen Anliegen auch auftrat, ob vor Schulklassen oder in der Gewerkschaftsbildungsarbeit, in Volkshochschulen oder in seiner Partei: Er war ein begabter, geschätzter und immer Eindruck hinterlassender Redner“,

schreibt seine Tochter Gaby.¹⁹ Aber war er auch erfolgreich? Zeit seines Lebens hat er verzweifelt versucht, die Menschen über die Verbrechen und die Irrwege des Nationalsozialismus aufzuklären. Das belegen seine Bücher (Autor und Herausgeber) über den politischen Widerstand im „Dritten Reich“ und viele weitere Publikationen.²⁰ Dazu war er in das „Land der Mörder“ zurückgekommen, auch,



Max Oppenheimer im Jahre 1987 in Wiesloch (Foto: Archiv Gaby Oppenheimer)

weil er keine andere Heimat kannte. Die hiesige Bevölkerung interessierte das wenig, zu sehr war sie belastet mit den eigenen Existenzsorgen und dem Wunsch nach Vergessen. Dazu kam, dass die von Ludwig Ehrhard propagierte „Soziale Marktwirtschaft“ die Menschen mehr überzeugte als die radikalen Wirtschaftstheorien der KPD. Wie seine Tochter schreibt, setzte er sich stets für eine bessere Welt ein, doch seine politischen Sehnsüchte erfüllten sich nicht. 1994 starb Max Oppenheimer in Wiesloch, ein aufrechter Kämpfer gegen den Faschismus und eine herausragende Persönlichkeit Badens. Sein Grab befindet sich auf dem städtischen Friedhof in Wiesloch.

Anmerkungen

- 1 Wesentliche Fakten sind entnommen aus Frank Moraw, Gaby Oppenheimer u.a.: Oppenheimer, eine Heidelberger Familie vor dem Holocaust, Heidelberg 1998, S. 27ff.
- 2 Kommunale, Zeitschrift Nr. 7, April 1988: Erinnerungen eines „anderen“ Heidelbergers.
- 3 Moraw, Oppenheimer u.a. (wie Anm. 1) S. 24.
- 4 Archiv Oppenheimer: Sammlung an Dokumenten und Fotos im Besitz von Tochter Gaby Oppenheimer, hier: Promotionsurkunde.
- 5 Siehe Moraw, Oppenheimer u.a. (wie Anm. 1), S. 9ff.
- 6 Die folgenden Ausführungen siehe Max Oppenheimer, Horst Stuckmann u.a.: Als die Synagogen brannten, Rassismus und Antisemitismus – damals und heute, Köln 1988, S. 38ff.
- 7 Archiv Oppenheimer: Verträge und notarielle Urkunden.
- 8 Eine ausführliche Beschreibung der Deportation der Heidelberger Juden und der Zustände in den französischen Camps findet sich in Max Ludwig (Pseudonym für Max Oppenheimer): Das Tagebuch des Hans O., Heidelberg 1965.
- 9 Nach Aussage von Tochter Gaby Oppenheimer.

- 10 Archiv Oppenheimer: Bescheinigungen.
- 11 Archiv Oppenheimer: Notarieller Kaufvertrag.
- 12 Oppenheimer, Stuckmann u.a. (wie Anm. 6), S. 37–46.
- 13 Ebd., S. 41f.
- 14 Ebd., S. 46.
- 15 Zu erfahren war dies von Gaby Oppenheimer, Näheres ist ihr nicht bekannt.
- 16 Max Oppenheimer: Demokratische Traditionen in Baden, unveröffentlichtes Manuskript, Wiesloch 1977.
- 17 Regierungsblatt Württemberg-Baden 1946, Nr. 8, S. 71: Das Gesetz Nr. 104 zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946, abgekürzt „Befreiungsgesetz“, wurde vom Länderrat des amerikanischen Besatzungsgebietes verabschiedet.
- 18 Die Zeit Nr. 8/1970, Ansprache von Bundespräsident Heinemann bei der Schaffermahlzeit im Bremer Rathaus.
- 19 Moraw, Oppenheimer u.a. (wie Anm. 1), S. 24.
- 20 Das kämpferische Leben der Johanna Kirchner, Frankfurt 1974; Der Fall Vorbote, Frankfurt 1969; Das Jahr 1945 – Wege in die Freiheit, Frankfurt 1980; Antifaschismus – Tradition, Politik, Perspektive, Frankfurt 1978